

Bibliographischer Hinweis sowie Verlagsrechte bei den online-Versionen der DD-Beiträge:



**Halbjahresschrift für die Didaktik
der deutschen Sprache und
Literatur**

<http://www.didaktik-deutsch.de>
6. Jahrgang 2001 – ISSN 1431-4355
Schneider Verlag Hohengehren
GmbH

Ursula Klungenböck

**LYRIK-KONZEPTE UND IHRE
VERMITTLUNG**

**am Beispiel neuerer
literaturwissenschaftlicher Kompendien**

In: Didaktik Deutsch. Jg. 6. H. 11. S. 83-97.

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. – Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden.

Ursula Klingenböck

LYRIK-KONZEPTE UND IHRE VERMITTLUNG
am Beispiel neuerer literaturwissenschaftlicher Kompendien.

Jost Schneider: Einführung in die moderne Literaturwissenschaft. Bielefeld: Aisthesis 1998, ISBN 3-89528-212-X, 255 S.

Thomas Eicher und Volker Wiemann (Hg.): Arbeitsbuch: Literaturwissenschaft. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh ²1997 (= UTB Wissenschaft. Bd. 8124. Große Reihe), ISBN 3-50698507-8 bzw. 3-8252-8124-8, 224 S.

Heinrich Bosse und Ursula Renner (Hg.): Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel. Freiburg i. Br.: Rombach 1999 (= Rombach Reihe Grundkurs. Bd. 3), ISBN 3-7930-9193-7, 475 S.

0 Vorbemerkungen

Für die (deutsche) Lyrik und ihre Vermittlung im universitären Unterricht existiert eine Reihe brauchbarer Einzeldarstellungen; zu „Klassikern“ wie Dieter Breuers historisch angelegter „Deutscher Metrik und Versgeschichte“¹ und Horst Joachim Franks systematisierendem „Handbuch der deutschen Strophenformen“² kommen stärker methodisch-analytisch ausgerichtete Arbeiten wie Dieter Burdorfs „Einführung in die Gedichtanalyse“³. Darüber hinaus ist Lyrik, als eine der drei Hauptgattungen fest im Studienplan der (deutschen) Philologie(n) etabliert, auch in jenen Lehrwerken präsent, die hier als „allgemeine“ Einführungen in die Literaturwissenschaft betitelt werden sollen. Sie konzentrieren zwar ihren Gegenstandsbe-
reich auf die deutschsprachige Literatur und ihre Wissenschaft, sind ansonsten aber – zumindest ihrem Titel nach – weder methodisch markiert (etwa im Sinne einer feministischen oder historisch-kritischen Literaturwissenschaft) noch fokussieren sie eine spezifische Fragestellung aus dem Untersuchungsgegenstand selbst (wie zum Beispiel Gattungen) noch folgen sie einer interdisziplinären Ausrichtung (etwa im Sinne einer Konfrontation von Sprach- und Literaturwissenschaft oder einer Korrelation von Literaturwissenschaft und politischer Kultur), und sie suchen auch nicht primär die Literaturwissenschaft in ein System von Wissenschaften einzugliedern⁴.

¹ Dieter Breuer: Deutsche Metrik und Versgeschichte. München ³1994 (= UTB Wissenschaft. Bd. 745).

² Horst Joachim Frank: Handbuch der deutschen Strophenformen. 2., durchges. Aufl. Tübingen und Basel 1993 (= UTB Wissenschaft. Bd. 1732).

³ Dieter Burdorf: Einführung in die Gedichtanalyse. 2., überarb. und aktualisierte Aufl. Stuttgart 1997 (SM. Bd. 284).

⁴ Sämtliche Beispiele sind den fachspezifischen Neuerscheinungen der letzten drei Jahre (1998-2000) entnommen.

Wiewohl sie sich alle als Lehrbücher für den universitären Unterricht definieren, folgen sie dennoch ganz unterschiedlichen Konzepten, die sich unter anderem in der inhaltlichen Schwerpunktsetzung, in innerer und äußerer Strukturierung, in literaturwissenschaftlicher und didaktischer Methode zu erkennen geben. In vergleichbarem Zeitraum, nämlich in den Jahren 1997-1999 bei verschiedenen deutschen Verlagen erschienen, sind sie nicht nur als Fach- bzw. Lehrbücher zu lesen, sondern auch als Dokumente eines laufenden wissenschaftlichen Diskurses und dessen, was – aus welchen Gründen auch immer – für vermittelenswert gehalten wird. Ihren Ort haben sie somit nicht nur in der Praxis des akademischen Unterrichts, sondern auch in der aktuellen fachwissenschaftlichen und didaktischen Diskussion.

1 Jost Schneider: Einführung in die moderne Literaturwissenschaft

1998 erscheint die zweite Auflage von Jost Schneiders „Einführung in die moderne Literaturwissenschaft“. Von den 255 Seiten des Bandes entfallen 235 auf die Darstellung, der Rest auf Vorbemerkung (S. 7), Personen- und Sachregister (S. 244-255) und *kein* Literaturverzeichnis; die nach Umfang und Auswahl schmalen bibliographischen Zusammenstellungen – als Quelle des Handbuches fungieren fast ausschließlich „Vorgängerwerke“⁵ desselben Typs – am jeweiligen Kapitelende können ein Gesamtverzeichnis nicht ersetzen, die Kommentare sind nur bedingt hilfreich, da sie sich auf – fragwürdige – Kriterien wie Verständlichkeit und Kürze, nicht aber auf die methodische Ausrichtung konzentrieren⁶. „Um verwirrendes name-dropping und unübersichtliches Layout zu vermeiden“ (S. 7) verzichtet Schneider auf sämtliche Fußnoten sowie fast durchgehend auf Verweise im Text und handelt damit nicht nur der wissenschaftlichen Verantwortlichkeit zuwider – der globale Hinweis, wonach allein die einzelnen Verfasser früherer Kompendien wüßten, wieviel er ihnen verdanke (vgl. S. 7), vermag nicht über ein doppeltes Defizit hinwegzuhelfen –, sondern verstellt auch den Blick auf theoretische und praktische Zusammenhänge. Das Vorwort nennt zwar den intendierten Rezipientenkreis und erhebt den Band zur Textgrundlage akademischer Einführungskurse, es hält sich auch zugeute, neuere Entwicklungen im EDV- und Medienbereich mitzubertücksichtigen und unterlegt die einzelnen Kapitel mit einem didaktischen Schema – eine Erläuterung des Titels und der methodologischen Prämissen vertagt es allerdings auf das dritte und letzte Kapitel.

⁵ Namentlich Dieter Breuer (Deutsche Metrik und Versgeschichte. 3. Aufl. München 1994 [= UTB Wissenschaft. Bd. 745]), Wolfgang Kayser (Geschichte des deutschen Verses. Zehn Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten. München ⁴1991 [= UTB Wissenschaft. Bd. 4]) und Christian Wagenknecht (Deutsche Metrik. Eine historische Einführung. 3., durchges. Aufl. München 1993; mittlerweile 4., neu durchges. Aufl. 1999) und damit zum überwiegenden Teil diachrone Darstellungen, was sich in der vorliegenden Arbeit aber kaum (positiv) bemerkbar macht.

⁶ Für das Kapitel der Metrik vgl. S. 87.

Der darstellende Teil gliedert sich mit 1. „Allgemeine Analysekriterien“, 2. „Gattungsspezifische Analysekriterien“ und 3. „Methodologie und Literaturtheorie“ in drei Abschnitte, die ihrerseits in – nach Zahl (8 Kapiteln des ersten Abschnitts stehen 2 des letzten gegenüber) und Umfang (das ausführlichste steht mit rund 30 Seiten dem schmalsten mit gut 5 Seiten gegenüber) sehr unterschiedliche – Teile zerfallen. Für die Frage nach dem zugrundeliegenden Lyrik-Konzept und seiner Vermittlung gewinnen vor allem die Kapitel 1.6. „Metrik“ (S. 71-87) und 2.1. „Lyrik: Die Analyse von Gedichten“ (S. 136-151) Bedeutung; für Kapitel 1.5. „Rhetorik und Stilistik“ (S. 58-70) wird ein erwartbarer Zusammenhang mit Lyrik nur sehr lose hergestellt⁷. Sucht man die relevanten Kapitel im Abschnittskontext zu situieren, stößt man auf einige Schwierigkeiten. Der erste Abschnitt stellt ein relativ inhomogenes Konglomerat dar, denn „Editionsphilologie“ und „Epochen“ scheinen nur schwer direkt mit „Metrik“ auf der einen und „Figurenanalyse“ auf der anderen Seite zu korrelieren und sind darüber hinaus im besten Fall mittelbar Teil einer textnahen Lektüre, wie Schneider sie empfiehlt; als belastend erweist sich zudem, daß die einzelnen Analysekatogorien für Texte unterschiedlicher Genres nicht im selben Maß nutzbar gemacht werden können: So ist es einerseits problematisch, für Gedichte beispielsweise von „Figurenanalyse“⁸ und „Plot“ zu sprechen, andererseits scheint die Metrik für den geringsten Teil aller Romane relevant⁹. Für ein mögliches Lyrik-Konzept ist mit dem kontextuellen (Lyrik ist ausschließlich Gegenstand der Abschnitte 1 und 2) auch der methodische Rahmen vorgegeben: Schneider folgt der (Neo)hermeneutik, wobei der erste Teil des Kompositums erst zu bestimmen ist.

Schneider stellt seinem Abriß zur (deutschen) Metrik eine ganze Kollektion von Ressentiments voran und läuft dabei Gefahr, das, was ausgeräumt werden soll, in der (Über)betonung erst zu konsolidieren. Die phonologische Dimension des Gegenstandes wird über die Kontrastierung von Sprach- und Sprechsilben entwickelt, wobei die theoriebegründenden Unterschiede des Satzes „Adam und Eva essen Avocados“ (S. 72) durch die neue Orthographie nivelliert werden und folglich durch ein aktuelles Beispiel (das im übrigen nicht leicht zu finden sein wird, denn die Abspaltung von einzelnen Vokalen ist mittlerweile nicht nur erlaubt, sondern empfohlen, wie denn die neue Regelung generell die Worttrennung nach Sprechsilben lanciert) zu ersetzen sind. Daß die *metrische* Silbentrennung als „Effekt der Atemökonomie“ (S. 73) eingeführt wird, ist umso überraschender, als Zäsuren in der Prosasprache kurz zuvor mit Sinneinschnitten korreliert wurden. Natürlichen¹⁰ und metrischen Betonungsverhältnissen – beide werden als Zusammenspiel von Lautstärke, Sprechlänge und Sprechhöhe vorgestellt – steht nach Schneider die Tonbeugung

⁷ Es soll daher in dieser Untersuchung auch nicht weiter verfolgt werden.

⁸ Vgl. dazu im Widerspruch mit sich selbst Schneider (S. 136f).

⁹ Vgl. dazu Schneiders wenig aufschlußreichen Hinweis, daß man Prosa in der Regel nicht einer metrischen Analyse unterziehe (S. 82).

¹⁰ Die generalisierende Behauptung, daß die deutsche Sprache zur Anfangsbetonung neige, wäre für Präfixbildung und Partikeln ebenso zu modifizieren wie für einen Teil der zusammengesetzten Wörter und Verbzusätze.

entgegen: Gemeinhin als Auseinanderklaffen von natürlicher und metrisch geforderter Betonung (die unbetonte Silbe trägt den Starkton) und damit unabhängig von den Gründen ihres Zustandekommens definiert, ist sie nach Schneider strukturell motiviert¹¹ und als „nicht plausible[] Schemaabweichung[] innerhalb eines kürzeren und metrisch einfachen Textes“ (S. 80) von bewußten Abweichungen und Fehlern des Autors, die wiederum nur für längere und kompliziertere Texte wahrscheinlich zu machen seien, zu unterscheiden. Der bei Schneider fehlende Hinweis, daß viele Tonbeugungen ihren Ursprung in der Übernahme antiker, das heißt quantitierender und damit der deutschen Sprache inadäquater Vermuster haben, hätte nicht nur Versgeschichte geschrieben, sondern auch die Verbreitung des Spondeus (vgl. S. 82) relativiert: Zwei aufeinanderfolgende Betonungen sind ohne strukturverändernde Zäsur im Deutschen nicht sprechbar. Von Nebenhebungen, die mitunter als Kompromiß eingeführt werden, in der sprachlichen Realisierung aber eher einen Trochäus denn einen Spondeus ergeben¹², soll hier nicht weiter die Rede sein. Lückenhaft bleiben auch Schneiders Ausführungen zum Reim: So bedeutet die Gleichsetzung Reim = Ähnlichklang, reiner Reim = Gleichklang und unreiner Reim = Ähnlichklang (vgl. S. 83) nicht nur einen logischen Widerspruch, sondern provoziert darüber hinaus auch systematischen Unfug. Der unreine Reim hätte nicht nur eines Beispiels aus dem Vokalbereich, sondern einer Erklärung über sein Zustandekommen und einer Abgrenzung gegenüber partiellen Reimen¹³ bedurft (vgl. S. 83), und der rührende Reim wäre als zufälliger Gleichklang (Homophonie nicht identischer und grammatisch nicht verbundener Wörter) vom identischen (gleichem Klang entspricht gleiche Bedeutung) zu trennen (vgl. S. 83). Was die Stellung der Reime im Wort und im Vers anlangt, so hat sich die u. a. von Harald Fricke und Rüdiger Zymner¹⁴ propagierte Unterscheidung von Anfangs- und Endreim bzw. Eingangs-, Binnen- und Ausgangsreim bewährt; der anschließende Exkurs zu Alliteration und Stabreim (vgl. S. 84f. wäre im Hinblick auf die Regeln des „Stabens“ (alle Vokale, dieselben Konsonanten, sk, sp, st nur mit sich selbst unter der Voraussetzung, daß sie den Starkton tragen) zu differenzieren; außerdem befremdet, daß die Auflistung

¹¹ Unter den Begriff "Strukturzwang" ist auch der vierte, nach Schneider der zweite Grund für Tonbeugungen zu subsumieren: Gattungskonvention; dahingestellt sei, was Schneider für die Gültigkeit seiner These explizit voraussetzt: daß der Autor den Eindruck erwecken muß, als habe er sich den Gattungskonventionen beugen wollen. Abgesehen davon, daß eine Option für das Traditionelle im Einzelfall kaum nachweisbar sein wird, bleibt auch eine Tonbeugung aus Widerstand gegen die herrschende Konvention eine solche - nur muß sie anders interpretiert werden.

¹² Vgl. dazu auch den "falschen Spondeus" der antikisierenden Verse etwa eines Johann Heinrich Voß.

¹³ Der von Schneider verwendete Begriff des Halbreimes sollte aufgrund seiner Interferenzen mit dem abweichend definierten Doppelreim vermieden werden.

¹⁴ Harald Fricke und Rüdiger Zymner: *Einübung in die Literaturwissenschaft. Parodieren geht über Studieren.* 2., durchges. Aufl. Paderborn, München, Wien, Zürich 1993 (= UTB Wissenschaft. Bd. 1616), mittlerweile erschienen in der 3., nochmals durchges. Aufl. 1996.

zentraler Begriffe am Kapitelende Stabreim wie Alliteration – zusammen mit Assoziation und Konsonanz – als Halbreime klassifiziert (vgl. S. 86). Problemorientiert ist der Versuch, metrische Form und Aussage zu korrelieren, wobei die sechs Kategorien Schneiders (vgl. S. 85f.) ökonomischer in das Gegensatzpaar von Entsprechung und Kontrastierung (Form und Inhalt verstehen sich intratextuell, Form und Tradition bzw. Mode haben dagegen außertextuelle Referenz) zu fassen wären.

Der zweite Abschnitt („Gattungsspezifische Analysekatégorien“) beginnt – angesichts der Überschrift durchaus geraten und erwünscht – mit einem Abriss zur Gattungproblematik, wobei die traditionelle Gattungstrias von Lyrik, Epik und Dramatik um ein viertes Genre („Gebrauchsliteratur“) erweitert wird (vgl. S. 126). Als Sammelbezeichnung für eine Kategorie, die de facto „Verschiedenes“ umfaßt, ist sie weder in ihrem spezifischen Charakter definiert noch als Gruppe identifiziert. Daß die Erfassung des inneren Wesens einer Gattung ohnehin obsolet sei (vgl. S. 134), vermag das Defizit ebensowenig zu kompensieren wie sie aus der – richtigen – Feststellung abgeleitet werden kann, daß Gattungen historisch und gesellschaftlich determiniert seien. Was Schneider aber ganz vermissen läßt, ist eine systematische Reflexion der Gattungsfrage hinsichtlich Neben- und Unterordnung. Mit der Annahme von vier (Groß)gattungen sind auch Struktur und Inhalt des Abschnittes vorgegeben. Auf Bemerkungen zur Etymologie folgen solche zu einer „bürgerlichen“¹⁵ Gattungstheorie, wie sie mit den Namen Herder und Hegel in Verbindung steht und die – als emotional-subjektives Verständnis von Lyrik – jenem des demokratisch-pluralistischen Zeitalters, das Lyrik nicht mehr als unmittelbare Selbstaüßerung des Autors fasse, adversativ entgegenstehe (vgl. S. 136). Der weitgehende Fiktionalitätscharakter lyrischer Texte wird (ausschließlich) an der Kategorie des „Lyrischen Ich“ und damit an der Personalitäts- und Kommunikationsstruktur des Gedichts festgemacht, darüber hinaus aber auch zeitlich fixiert. Was einerseits als (theoretischer) Zugewinn scheint, provoziert andererseits Schneiders Bedenken: Namentlich für eine Interpretation lyrischer Texte aus dem 17. und 19. Jahrhundert – inwieweit das 18. davon auszunehmen ist, bleibt unbegründet – fordert Schneider, zwischen der „Selbstwahrnehmung des Verfassers“ und der „Fremdwahrnehmung des heutigen Lesers“ (S. 137) zu unterscheiden und schreibt damit ein (übrigens nicht Lyrik-spezifisches) Problem eher fort, als es zu klären. Alternative Entwürfe wie jene Rainer Nägeles¹⁶, Dieter Burdorfs¹⁷ u. a. bleiben unerwähnt, wie sich die Vernachlässigung der neueren Lyrik-Forschung auch an der pessimistischen Einschätzung zeigt, daß über die besondere Redesituation des Gedichts nicht gehandelt wurde; richtig ist vielmehr, daß die Diskussion nicht abgeschlossen ist¹⁸. Für die exemplarische Stro-

¹⁵ Als zweites der drei (feudalistisches, bürgerliches und demokratisches) Zeitalter.

¹⁶ Rainer Nägele: Der Diskurs des andern. Hölderlins Ode "Stimme des Volks" und die Dialektik der Aufklärung. In: *Le pauvre Holterling*. Blätter zur Frankfurter Ausgabe 4/5, S. 61-76.

¹⁷ Dieter Burdorf: Einführung in die Gedichtanalyse, 2., überarb. und aktualisierte Aufl. Stuttgart 1997 (= SM. Bd. 284).

¹⁸ Einen informativen Überblick bietet etwa Dieter Burdorf: Einführung in die Gedichtana-

phenlehre wählt Schneider aus den im Deutschen verbreiteten Strophenformen Volkslied, Chevy-Chase, Romanzen- und Odenstrophe, Stanze und Terzine (vgl. S. 139-143), überschreitet damit mehrfach die Grenzen zur Gedichtform und folgt im ganzen einer deskriptiven Metrik; metrische Schemata, wie sie in Kapitel 1.6. „Metrik“ für einzelne Verse erarbeitet wurden, wären nützlich. Aus dem Primat des Normativen resultiert auch die Beurteilung freier Strophen – von Schneider als Gegenstück zur strophischen, das heißt in Verszahl, -maß und Reimordnung übereinstimmend gebauten Versgruppe eingeführt¹⁹ – als kompliziertere Gebilde im Vergleich zu konventionellen Strophenformen. Den Prinzipien von Selektion und zunehmender Komplexität folgend, werden nach dem Muster metrische Beschreibung – Beispiel – historische wie geographische Einordnung und Verbreitung auch jene „Einzelgattungen“ (S. 143) der Lyrik abgehandelt, die als Untergattung der vier „Hauptgattungen“ Lyrik, Epik, Drama und Gebrauchsliteratur eingeführt wurden (vgl. S. 131) und allesamt als Gedichtformen zu bezeichnen sind: Ode, Hymne, Elegie, Sonett, Madrigal, Romanze, Ballade und Lied (vgl. S. 143-149). Fragwürdig bleibt die Einschätzung des Figuren- und des Lautgedichts, die – ungeachtet einer langen Tradition von Bildergedicht und phonetischer Poesie – beide (nahezu) ausschließlich in den Kontext des Dadaismus gestellt und – selbst für diesen (eingeschränkten) Bereich nur bedingt haltbar – ihrer semantisch-kommunikativen Funktion enthoben werden (vgl. S. 149); ungeachtet dessen wird in der vierten Arbeitsaufgabe am Ende des Kapitels (S. 151) eine Interpretation von Figuren- und Lautgedichten gefordert und damit ihr semantisch-kommunikatives Potential vorausgesetzt.

2 Thomas Eicher und Volker Wiemann: Arbeitsbuch: Literaturwissenschaft

224 Seiten umfaßt der von Thomas Eicher und Volker Wiemann bereits 1996 unter dem Titel „Arbeitsbuch: Literaturwissenschaft“ herausgegebene und im Jahr darauf in der zweiten Auflage erschienene Sammelband und hält damit rein quantitativ mit Schneiders „Einführung“ gleich. Für die sechs Abschnitte (1. „Einige Grundbegriffe der Textanalyse“, 2. „Aspekte der Lyrikanalyse“, 3. „Aspekte der Erzähltextanalyse“, 4. „Aspekte der Dramenanalyse“, 5. „Interpretation“, 6. „Kritik der Interpretation“) zeichnen mit Bernd Hamacher, Axel Spree und den beiden Herausgebern vier Autoren; den darstellenden Teil ergänzen ein ebenso ausführliches wie (selbst)reflektierendes Vorwort (S. 9-12), ein mit „Vokabeln für die Textanalyse“ überschriebenes (Sach)register (S. 224) – das gewinnbringend um ein Personenregister zu ergänzen wäre -, sowie ein nach „Quellen“ (synonym gebraucht für Primärliteratur) und „Forschungsliteratur“ gegliedertes Literaturverzeichnis (S. 217-223);

lyse, 2., überarb. und aktualisierte Aufl. Stuttgart 1997 (= SM. Bd. 284), S. 181-213; zur neuesten Diskussion vgl. Thomas Pittrof: Reden und Anreden. In: Heinrich Bosse und Ursula Renner: Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel. Freiburg i. Br. 1999, S. 231-249.

¹⁹ Als solche wären die nicht-strophischen Versgruppen im Unterschied zur stichischen Anordnung zu nennen.

weiterführende Lektürehinweise finden sich zudem am jeweiligen Kapitelende: Aus gutem Grund lancieren sie nicht den Griff zu vorausgehenden Handbüchern, um statt dessen selektiv auf Detailuntersuchungen hinzuweisen und nicht nur den Benutzern hilfreiche Dienste zu leisten, sondern auch den Bearbeitern ein solides Zeugnis auszustellen²⁰. Als intendierte Rezipientengruppe(n) definieren Eicher / Wiemann „Studierende und Dozenten der Literaturwissenschaft“ (S. 9), verorten ihr Kompendium damit in der Praxis des universitären Unterrichts und begründen im doppelten Adressatenkreis auch die Konzeption des Bandes als Lern- und Lehr-, als Diskussions- und (siehe Titel) Arbeitsbuch. Wiewohl die einzelnen Abschnitte von unterschiedlichen Bearbeitern erstellt und – einer zweifellos empfohlenen Vernetzung, die durch Verweise erleichtert wird, ungeachtet – auch weitgehend selbständig rezipiert werden können, folgen sie mit dem semiotisch-strukturalen Ansatz einem einheitlichen Konzept.

Lyrik findet in Eicher / Wiemanns „Arbeitsbuch“ mehrfach Beachtung: Während sie im zweiten Abschnitt („Aspekte der Lyrikanalyse“, S. 53-77) auf rund fünfundzwanzig Seiten abgehandelt wird und damit rein quantitativ hinter den Bereichen Epik und Dramatik zurückstehen muß, überrascht ihre kontinuierliche Präsenz im ersten Abschnitt, der sich als Beitrag zu einer allgemeinen, d. h. gattungsunabhängigen Textanalyse versteht. Für die gegenstandsbestimmende Frage „Was ist Literatur?“ scheint Lyrik vor allen anderen geeignet, Literatur als nicht-pragmatischen Diskurs zu etablieren (vgl. S. 15f.), innerhalb des Fachbereiches werden an ihr Problematik und Notwendigkeit einer „literaturwissenschaftlichen Metasprache“ (S. 28) entwickelt, semiotische Grundlagen (sprachliche Signifikanten und ihre Struktur) werden insbesondere am Beispiel der Lyrik diskutiert (vgl. S. 40f., 43ff. u. ö.). Und wenn gerade die literarischen Verfahrensweisen von Verfremdung, Autofunktionalität und Konnotation ohne lyrisches Beispiel auskommen, so ist auf die Detailuntersuchung des 2. Abschnittes zu verweisen. Die inhaltliche Verknüpfung von „Grundbegriffe[n]“ und „Lyrikanalyse“ ist evident und wird durch strukturelle Parallelen – vgl. etwa den Versuch einer Begriffsbestimmung am Kapitelanfang – noch verstärkt; und doch ist sie weniger auf räumliche Nähe – als Abschnitte 1 und 2 folgen sie unmittelbar aufeinander – oder auf vermehrte stoffliche Relationen von allgemeinen und besonderen Analysekatoren zurückzuführen als auf den Umstand, daß beide denselben Verfasser haben. Die Frage nach dem Wesen von Lyrik – sie ergibt sich notwendig aus dem äußeren Konzept des „Arbeitsbuches“, dem die traditionelle Gattungstrias zugrundeliegt – sucht Wiemann deskriptiv und hier wiederum additiv zu beantworten: Innerstrukturelle Negativqualitäten wie fehlende Handlung und folglich Zeitungebundenheit²¹ (vgl. S. 53) sowie der Mangel an handelnden Personen (vgl. S. 54) seien um ein sprachliches Kriterium, namentlich die „versförmige Anordnung“ (S. 56) lyrischer Texte zu ergänzen.

Stärker noch als das vorausgehende Kapitel sind die analyseorientierten Abschnitte selektiv im Sinne der theoretischen Implikationen eines semiotisch-strukturalen

²⁰ Für die "Aspekte der Lyrik-Analyse" vgl. S. 77.

²¹ Im Sinne einer fehlenden zeitlichen Ordnung.

Entwurfs bestimmt. Für Wiemanns „Aspekte der Lyrikanalyse“ heißt das, daß Bereiche wie Metrik und Rhetorik weitgehend ausgespart werden – für sie existiert eine Anzahl nützlicher Einzeluntersuchungen. Wo sie dennoch einfließen, interessieren sie im Anschluß an Roman Jakobson ausschließlich als Manifestationen der „poetische[n] Funktion“ von Sprache, die „das Prinzip der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination“²² überträgt (vgl. S. 57 u. ö.). Literarische Verfahren wie Reim und Metrum, die in der deskriptiven Metrik mit systematisierendem Anspruch sowohl Gegenstand der Beschreibung sind als auch normbildend wirken, erhalten Bedeutung in einem und für einen (semiotisch-)strukturalen Entwurf: Wie Klangkorrespondenzen – mit Alliteration, (End)reim²³ und Assonanzen sowohl über ihre Stellung im Wort als auch über den Grad der phonologischen Übereinstimmung charakterisiert – Abbildungen lautlicher Äquivalenzen auf ein Syntagma darstellen (vgl. S. 59ff.), bezeichnen Rhythmus und Metrum – konkretisiert in den „invariablen Metren“ (S. 63) von Trochäus, Jambus, Daktylus und Anapäst wie in dem vielleicht „variablen“ (S. 64), ansonsten aber inkompatiblen Volksliedvers²⁴ – Entsprechungen im Bereich der Wortakzente (vgl. S. 61ff.). Komplexere Probleme, die auch an die Grenzen eines bislang ausschließlich strukturalen Entwurfs geführt hätten, wie etwa die Frage nach Kongruenz und Inkongruenz von Metrum und Rhythmus in lyrischen Texten, bleiben ausgespart oder werden wie die Opposition von grammatikalischen Regeln und Poetizität (mit anderen Worten: horizontale Äquivalenz versus Kontiguität) lediglich andiskutiert (vgl. S. 64). Den Schritt von einem strukturalen zu einem semiotisch-strukturalen Entwurf vollzieht Wiemann im Anschluß an Jürgen Link²⁵ über die Verfahren von Semantisierung (Ausdrucksebene unterstützt Wortbedeutung, gezeigt am Beispiel der Lautmalerei, vgl. S. 65ff.) und Desemantisierung (Ausdrucksebene schwächt die Wortbedeutung, vorgeführt am Beispiel der Vermittlung antagonistischer Größen, vgl. S. 67f.).

²² Roman Jakobson: Linguistik und Poetik. In: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Hg. von Jens Ihwe. Frankfurt a. M. 1971, S. 142-148; hier: S. 153. Zur Abbildung sprachlicher Äquivalenzbeziehungen auf ein Syntagma vgl. auch Jürgen Link: Das lyrische Gedicht als Paradigma des überstrukturierten Textes. In: Literaturwissenschaft. Grundkurs 1. Hg. von Helmut Brackert und Jörn Stückrath in Verbindung mit Eberhard Lämmert. Reinbek bei Hamburg 1982 (= rororo. Bd. 6276), S. 192-219.

²³ In den Ausprägungen rein und unrein.

²⁴ Als Kombination mehrerer (gleichartiger oder aber auch verschiedenartiger) Versfüße nicht mit jenen vergleichbar; daß Volksliedverse in der Anzahl der Hebungen konstant bleiben, kann zudem nicht bestätigt werden.

²⁵ Jürgen Link: Das lyrische Gedicht als Paradigma des überstrukturierten Textes. In: Literaturwissenschaft. Grundkurs 1. Hg. von Helmut Brackert und Jörn Stückrath in Verbindung mit Eberhard Lämmert. Reinbek bei Hamburg 1982 (= rororo. Bd. 6276), S. 192-219.

Wie das Äquivalenzprinzip sprachliche Signifikanten organisiert, kann es – in Fortführung von Roland Posner²⁶, der auf die Vielgestaltigkeit von Äquivalenzkriterien verwiesen hat – auch als Ordnungsfaktor sprachlicher Signifikate fungieren: Auf der denotativen Ebene isotopieschaffend (vgl. S. 68ff.), wirkt es auf der konnotativen Ebene über die Verfahrensweisen von paradigmatischer und syntagmatischer Ersetzung – in der traditionellen Terminologie der Rhetorik besser bekannt als Metapher und Metonymie – assoziationsbegründend bzw. -lenkend (vgl. S. 71ff.). Denotat und Konnotat(e) finden, vereinfacht ausgedrückt, ihre (Quasi)visualisierung in der Symbolstruktur lyrischer Texte. In Anlehnung an die Emblemik ist die denotative Bedeutung in einem Bild „Pictura“ (mehrere Elemente ein und derselben Isotopieebene) vor- und darstellbar; ihr sind über den Mechanismus der Konnotate auch mehrere Symbolkomponenten (aufgrund von Strukturgleichheiten paradigmatisch entsprechende Signifikate), sogenannte „Subscriptiones“, zuzuordnen.

3 Heinrich Bosse und Ursula Renner: Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel

Als Anleitung für ein „zeichenvermitteltes Spiel“²⁷ der Begegnungen mit Worten und Texten“ (äußerer Buchdeckel) verstehen Heinrich Bosse und Ursula Renner ihr literaturwissenschaftliches Kompendium. Mit 475 Seiten ist der 1999 erschienene Band nicht nur die umfangreichste, sondern auch die komplexeste literaturwissenschaftliche Einführung. Unkonventionell nicht nur im Titel, löst sich die Darstellung auch von traditionellen Gliederungsverfahren. Die Aufgabe des adressatenbezogenen, methodenreflektierenden Vorwortes übernimmt, zusammen mit dem Untertitel und auf ein Mindestmaß reduziert, der Klappentext, der den intendierten Rezipientenkreis nicht (explizit) auf Lernende und Lehrende, sondern vielmehr auf Lesende und Schreibende, auf Konsumenten und Produzenten – ihre vielfältigen Relationen diskutiert der erste Beitrag – festlegt. Den darstellenden Teil ergänzen ein (Namen)register, das auch literarische Texte berücksichtigt, sofern diese im Bandinneren kommentiert wurden (S. 459-471), die Editorische Notiz (S. 472), der Abbildungsnachweis (S. 473) und das Verzeichnis von Autorinnen und Autoren (S. 474f.); eine übergreifende (Auswahl)bibliographie (Literaturhinweise finden sich am jeweiligen Kapitelende) gibt es nicht, was sich angesichts der Komplexität des Bandes nachteilig auswirkt. Wiewohl sich Bosse / Renners „Literaturwissenschaft“ als „offenes Set von Aufgaben und Lösungen“ (äußerer Buchdeckel) versteht, ist dem darstellenden Teil eine inhaltlich gewonnene Makrogliederung unterlegt, die die insgesamt 25 Beiträge in fünf Gruppen organisiert: „Voraussetzungen des Lesens“, „Sprachliche Operationen“, „Strategien der Strukturierung“, „Bausteine der Komposition in Text- und Bildmedien“, „Umgang mit Textmengen“ (äußerer Buch-

²⁶ Roland Posner: Strukturalismus in der Gedichtinterpretation. Textdeskription und Rezeptionsanalyse am Beispiel von Baudelaires "Les Chats". In: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Hg. von Jens Ihwe. Frankfurt a. M. 1971, S. 71-81.

²⁷ Wobei "Sprachspiel" durchaus im Sinne Wittgensteins aufgefaßt ist.

deckel), wobei einzelne Bereiche zwar optisch abgegrenzt, aber weder durch eine Überschrift spezifiziert und zusammengehalten, noch durch eine Klassifizierung hierarchisiert werden. Außerhalb stehen – wohl in der Funktion von Einleitung und Schluß – die (Einzel)beiträge von Gerhard Neumann („Ein fast unendliches Spiel“) und Klaus Weimar („Literaturwissenschaftliche Texte als Modelle des Sozialverhaltens“). Trotz des gemeinsamen, programmatisch zu lesenden Titels sind äußerer und innerer Zusammenhalt des Bandes – bewußt – lose, was sich denn auch im Verzicht auf eine methodische Festschreibung manifestiert.

Ein quantitativer Anteil von Lyrik ist – wie auch ein einheitliches Konzept von Lyrik und ihrer Vermittlung – in der Disparatheit der Beiträge nur schwer auszumachen. Die Beschäftigung mit Lyrik konzentriert sich aber in den Kapiteln „Rhythmus und Metrum“ von Christine Lubkoll (S. 103-121), „Übertragen: Metapher und Metonymie“ von David E. Wellbery (S. 139-155), „Allegorisieren / Symbolisieren“ von Thomas Böning (S. 156-191), „Reden und Anreden“ von Thomas Pittrof (S. 231-249), ferner in Wolfram Groddecks „Wiederholen“ (S. 177-191) beziehungsweise

– in Abschnitten gedacht – auf die Bereiche von „Sprachlichen Operationen“ und „Strategien der Strukturierung“. Stark (post)strukturalistisch beeinflusst, definieren Wellbery und Böning Metapher und Metonymie als inter- bzw. intrasystemische Projektion, Allegorie und Symbol als Relationen zwischen Text und Praetext, um in der Vielfalt potentieller Beziehungen schließlich die Möglichkeit einer endgültigen, das heißt nicht dekonstruierbaren Interpretation eines Textes zurückzuweisen. In der vorliegenden Untersuchung sollen vor allem zwei Arbeiten Beachtung finden: „Rhythmus und Metrum“, die alternative Lösung eines überkommenen Gegenstandes, und die Diskussion von Personen- und Kommunikationsstrukturen unter dem Titel „Reden und Anreden“.

Christine Lubkoll stellt ihre allgemeine Metrik unter den Antagonismus von „Rhythmus und Metrum“ (S. 103) und setzt damit voraus, was viele Handbücher wenn nicht bestreiten, so doch ignorieren: eine Differenz von Metrum als abstrakte Grundstruktur und Rhythmus als ihre individuelle Ausgestaltung. Ausgehend von Thomas Manns „Der Erwählte“, dessen Exposition auch als selbstreferenzieller Text zu lesen ist, wird Rhythmus als gattungsunabhängige Strukturierung der Sprache wie als künstlerische Gestaltungsform (Schlagwort: Ästhetisierung) eingeführt (vgl. S. 104f.). Das für Verstexte präsumierte, spannungsreiche Verhältnis zwischen Rhythmus und Metrum begründet Lubkoll über etymologische (vgl. S. 106) und poetologische (vgl. S. 106) Kategorien: Ab der Frühen Neuzeit sei von einer Differenzierung von Rhythmus und Metrum auszugehen, die ab dem späten 18. Jahrhundert als Wechselspiel zwischen Ordnung und Freiheit, Norm und Abweichung verstanden werde. Zum Sonderfall der Rhythmisierung marginalisiert, konzentrieren sich die folgenden, analytisch orientierten Abschnitte auf „lyrische Texte in gebundener Rede“ (S. 108). „Grundbegriffe und Gegenstandsbereiche der Metrik“ (S. 108ff.) entwickelt Lubkoll an der Analyse sprachgeschichtlich differierender metrischer Systeme wie an der Untersuchung historisch ausgeprägter, kanonisierter Versstrukturen. Sowohl für die Explikation des Versfußes „Daktylus“ als auch für das Auseinanderklaffen von Metrum und Rhythmus muß Goethes mehrfach erprobte

Zeile²⁸ „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind“ (S. 109) allerdings als problematisch angesehen werden: Scheint sie zum einen nicht geeignet, das daktylische „Muster“ zu demonstrieren – die von Lubkoll veranschlagte Kompensation ausgefallener Senkungen durch längeres Aushalten der Hebungen vermag umso weniger zu überzeugen, als sie sich auf kurze Silben bezieht –, so impliziert sie für ein Auseinanderklaffen von Metrum und Rhythmus, das überdies auch an einem „glatten“ Daktylus gezeigt werden hätte können – fälschlicherweise die Notwendigkeit der Schemaabweichung. Zu den durchaus hierarchisch verstandenen „Ebenen“ (S. 110) der Prosodie (Silbendefinition, unterschiedliche Gewichtung von Silben; eine Reimlehre, die den Vollreim um die Varianten rührender, grammatischer und identischer Reim ergänzt) und der Versgeschichte (Silbenzählung, Ordnung nach Größen, Ordnung durch Reimbindung) kommt mit der Verssemiotik eine dritte. Dementsprechend werden Rhythmus und Metrum nicht als ausschließlich formale Phänomene vorgestellt, sondern übernehmen in der Korrelation von semantischem Gehalt und metrischer Struktur – beide wären in den weiteren Kontext einer metrischen Intertextualität zu stellen – (auch) bedeutungstragende Funktion (vgl. S. 112ff.). Während die Harmonie von Metrum und Rhythmus gemeinhin die Einheit von Inhalt und Form lanciert, ist ihre Gegenläufigkeit durch Brüche, Verfremdungen und Dissonanzen auf mögliche Funktionen im Spannungsfeld von Kritik und Ironie zu hinterfragen (S. 119f.), ein semiotischer Ansatz damit um eine pragmatische, vielleicht auch eine diskursanalytische Fragestellung zu erweitern.

Einer Frage, die mit der Einführung des „lyrischen Ich“ durch Margarete Susman²⁹ und mit seiner Etablierung durch Käte Hamburger³⁰ und ihre Nachfolger zumindest für einige Zeit geklärt schien, wendet sich Thomas Pittrof in seinem Beitrag „Reden und Anreden“ zu: der Personen- und Kommunikationsstruktur (oder sollte man besser sagen: den Personen- und Kommunikationsstrukturen?) im Gedicht. Am Beispiel von Goethes „Erhabner Grosspapa!“ (S. 232ff.) und Mörikes „Ein Stündlein wohl vor Tag“ (S. 234ff.) – (in) beide(n) artikuliert (sich) ein Ich – entwickelt Pittrof an den Kategorien von Sprecherrolle, Adressatenrolle, Sprechsituation und Sprechweise (vgl. S. 233f.) die unterschiedlichen Kommunikationsstrukturen von Gelegenheitsgedicht und Rollengedicht, die – zusammenfassend – durch abnehmende Referenzialität bei wachsender Komplexität gekennzeichnet sind. Die (einmal festgestellte) spezielle Redesituation im Gedicht evoziert die Frage nach ihrer Konstitution und ihrer Funktion; beide sucht Pittrof mit dem pragmatischen Ansatz Horst Joachim Franks³¹ zu beantworten und veranschlagt für das Gedicht im allgemeinen ein Ich – Sprecher- und zugleich empfindendes und handelndes Ich, ist es jedenfalls,

²⁸ Vgl. u. a. Christoph Küper: Sprache und Metrik. Semiotik und Linguistik des Verses. Tübingen 1988, S. 129f.

²⁹ Margarete Susman: Vom Geheimnis der Freiheit. Gesammelte Aufsätze 1914-1964. Hg. von Manfred Schlösser. Darmstadt, Zürich 1965.

³⁰ Käte Hamburger: Die Logik der Dichtung. Stuttgart ⁴1994.

³¹ Horst Joachim Frank: Wie interpretiere ich ein Gedicht? Tübingen, Basel ³1995 (= UTB Wissenschaft. Bd. 1639), mittlerweile erschienen in der 4., unveränderten Aufl.

wenn auch nicht notwendigerweise ausschließlich eine textinterne Instanz -, einen Angesprochenen (in der Regel ein grammatisches Du), die Inszenierung eines situativen Kontextes und eine (besondere) Art des Sprechens (vgl. S. 240f.). Der Überschrift „Reden und Anreden“ gemäß, konzentrieren sich die folgenden Ausführungen auf Ich und Du, auf mögliche Substituierungen (überindividuelles Ich oder imaginäres Kollektiv, vgl. S. 243) und Modifizierungen (z. B. Ich als Rollen-Ich, vgl. S. 244), um schließlich auf die Schwächung des Ich durch dekonstruktivistische Lektüremodi (vgl. S. 244) zu verweisen. Für einige lyrische Genres wie das Widmungsgedicht, das Gelegenheitsgedicht, die Hymne, das Epigramm oder das in Rede und Gegenrede aufgelöste Gesprächsgedicht (vgl. S. 246f.) erhebt Pittrof die Anrede vom sprachlichen Element zum strukturbestimmenden Faktor; auf ihn sei auch das Interesse komparatistischer Arbeiten, die es erst zu leisten gelte (vgl. S. 247f.)³², zu richten. Ob dagegen – auch bei einem sprechakttheoretischen Ansatz, den Pittrof zumindest im Ausblick um einen diskurstheoretischen Aspekt erweitert – Gedichte als „Dokumente epochaler Redeordnungen“ (S. 248) gelesen werden können, sollen oder wollen, sei dahingestellt. Trotz seines generalisierenden Anspruches bleibt „Reden und Anreden“ stark exemplarisch, wenn es die grundlegende Frage nach jenen Instanzen, die im und durch das Gedicht sprechen können bzw. angesprochen werden können, weitgehend ausspart und eine Konfrontation (s)eines Entwurfs mit vergangener und gegenwärtiger Diskussion verabsäumt³³.

4 Abschließender Vergleich

Ich beginne mit den Gemeinsamkeiten: In den Jahren 1997-1999 erschienen, sind Schneiders „Einführung in die moderne Literaturwissenschaft“, Eicher / Wiemanns „Arbeitsbuch: Literaturwissenschaft“ und Bosse / Renners „Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel“ durchwegs der Kategorie „allgemeine“³⁴ Einführungen in die Literaturwissenschaft zugehörig. Auch wenn sich nur die ersten beiden explizit an Lernende und Lehrende wenden, verstehen sich alle drei nicht nur als fachwissenschaftliche, sondern auch als (fach)didaktische Werke und sind auch als solche zu lesen. Während Schneider für sein Handbuch allein zeichnet, vereinigen „Arbeitsbuch“ und „Sprachspiel“ jeweils unter einer Doppelherausgeberschaft die Beiträge mehrerer (vier bzw. zweiundzwanzig) Verfasser; vom Umfang her hal-

³² Tatsächlich liegen einige in den Arbeiten von Marianne Kesting, Hermann Korte, Gerhard Tschander u. a. bereits vor, vgl. Dieter Burdorf: Einführung in die Gedichtanalyse, 2., überarb. und aktualisierte Aufl. Stuttgart 1997 (= SM. Bd. 284), Literaturverzeichnis.

³³ Für beides könnten Hermann Wiegmann: Der implizite Autor des Gedichts. Untersuchungen zum Verhältnis von Sprecher- und textimmanenter Autorposition. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 218, Jg. 133 (1981), S. 37-46 und zusammenfassend Dieter Burdorf: Einführung in die Gedichtanalyse, 2., überarb. und aktualisierte Aufl. Stuttgart 1997 (SM. Bd. 284) stehen.

³⁴ Zur Bestimmung des Begriffs siehe 0. "Vorbemerkungen".

ten Schneider und Eicher / Wiemann nahezu gleich, und sie stehen einander auch in ihrem äußeren Konzept (nicht in ihrer methodologischen Ausrichtung!) nahe.

Jost Schneider folgt mit dem hermeneutischen einem im Grunde restriktiven Entwurf. *Einem* seiner Axiome – mit vielen Fragestellungen an den Text heranzutreten und dadurch einen Prozeß des Verstehens in Gang zu setzen – mag er in den beiden ersten Abschnitten auch gerecht werden; eine wie auch immer definierte Modernität, die Titelgebung, Vorwort und nicht zuletzt das Kompositum „Neohermeneutik“ implizieren³⁵, ist damit aber noch ebensowenig erfüllt wie die propagierte Methode (insbesondere im Kontrast zur traditionellen Hermeneutik) hinreichend charakterisiert und eine im letzten Kapitel für sich beanspruchte Verknüpfung mit der Kultursociologie im Anschluß an Pierre Bourdieu überzeugend vor Augen geführt wird. Das immer wieder gebrauchte Schlagwort vom demokratisch-pluralistischen Zeitalter³⁶ ist nur notdürftig umrissen. Ohne beide Bestimmungen einer Diskussion zu unterziehen, lanciert Schneider mit dem Begriff „demokratisch“ selbst dann ein (quasi)politisches Verständnis, wenn man darin nicht mehr als das Prinzip der freien und gleichberechtigten Meinungsäußerung und Mitbestimmung erkennt, um es an den weniger philosophischen als „herkömmlichen“ Pluralismus einer weltanschaulichen, politischen, gesellschaftlichen etc. Vielgestaltigkeit zu koppeln.

Dem historischen Konzept Schneiders steht mit dem struktural(istisch)en Ansatz des „Arbeitsbuches“ ein ursprünglich antihistorischer Entwurf entgegen, den Eicher / Wiemann sowohl dem Untersuchungsgegenstand nach als auch für mögliche Relationen konkurrierenden Methoden gegenüber adaptieren. In der Erzählforschung nicht zuletzt durch Gérard Genette erprobt, werden struktural(istisch)e Ansätze seit den siebziger Jahren auch vermehrt auf Lyrik appliziert; ein (auch) semiotischer Zugang des neueren Strukturalismus weicht das Primat der Form zunehmend auf und führt zu einer Akzeptanz historischer Fragestellungen. Grundverschieden in der Methode, folgt insbesondere Schneiders „Moderne Literaturwissenschaft“, aber auch Eicher / Wiemanns „Arbeitsbuch“ einem traditionellen Aufbau nach Gegenstandsbestimmung und allgemeinen (Analyse)grundlagen – gattungsspezifischen Analysekatoren nach Epik, Lyrik und Dramatik, wobei die Gattungstrias bei Schneider um die inhomogene Gruppe der Gebrauchsliteratur ergänzt wird – Methodenlehre; die streng hierarchisierende Struktur Schneiders wird in der Nebeneinanderstellung durch Eicher / Wiemann zum Teil aufgebrochen.

Sowohl methodisch als auch strukturell gehen Bosse / Renner neue Wege: Inhaltlich Korrespondierendes wird zu Gruppen zusammengestellt, wobei auf eine Hierarchisierung, wie sie etwa spezifizierende Überschriften oder ein beliebiges Klassifikationssystem implizieren, ebenso verzichtet wird wie auf eine Typisierung nach Gattungen. Ausgewählte Problembereiche, die Herausgeber und Verfasser als charakte-

³⁵ Sie wird am ehesten in den Diskussionsfragen und Arbeitsaufgaben eingelöst, vgl. etwa die Punkte 5 und 6, S. 151.

³⁶ Während im Text überwiegend als "demokratisch-pluralistisch" (S. 113 u. ö.) apostrophiert, ist besagtes Zeitalter im Register lediglich mit dem Attribut "demokratisch" (S. 255) belegt.

ristisch für Literatur voraussetzen, werden auf Texte verschiedener Genres appliziert und bedingen einerseits konkretere Fragestellungen, andererseits ihre Abhandlung an einem größeren Gegenstandsbereich. Wie der äußere Zusammenhalt bewußt lose gestaltet wird, ist auch der methodische Zugriff nicht festgeschrieben. Die einzelnen Beiträge sind individuell konzipiert und dokumentieren über ihre inhaltliche Vielfalt auch unterschiedliche Methoden. (Post)strukturalistische Entwürfe stehen neben semiotischen, pragmatischen und seltener auch dekonstruktivistischen Ansätzen, vermehrt werden unterschiedliche Zugänge miteinander konfrontiert, wobei insbesondere Literatursoziologie und Diskursanalyse Aufmerksamkeit zukommt.

Für Schneider wie für Eicher / Wiemann sind Studienanfänger und ihre Lehrenden die erklärte Zielgruppe ihres Handbuches, das beide – jener eine zu erwartende ideale Rezeptionsgeschichte vorwegnehmend, diese auch wesentlich produktionsgeschichtlich – in der Praxis des universitären Unterrichts verorten. Beide zollen ihrem Anspruch, Lern- und Lehrwerk zu sein, Tribut. Die „Moderne Literaturwissenschaft“ konzentriert ihre didaktischen Ausführungen am jeweiligen Kapitelende: Zum Teil aus den Überschriften zweiten und dritten Grades gewonnen, sind – resümierend und repetierend zugleich – schlagwortartig „Wichtige Begriffe“ (S. 86, 150f.)³⁷ zusammengestellt; ohne eine explizite Frage zu formulieren, ermuntern sie zu eigenständiger Lernzielkontrolle. Für eine weiterführende Beschäftigung mit dem Lernstoff offeriert Schneider nicht nur die nach Umfang, vor allem aber nach Auswahl schmalen Literaturhinweise (S. 87, 151), sondern – ungleich interessanter – eine Reihe von Diskussionsfragen und Arbeitsaufgaben (S. 86f., 151). Als Impulse für das (wissenschaftliche) Gespräch in Kleingruppe und Plenum sind sie ebenso problemorientiert wie als Anregung, theoretisches Wissen in der Praxis zu erproben. Zu bedenken wäre hier allerdings, ob die Wahl des Analysebeispiels völlig freigestellt werden sollte³⁸: Insbesondere aufgrund ihrer Ausrichtung für Studienanfänger, aber auch aufgrund ihres (neo)hermeneutischen Zugangs wäre für die „Moderne Literaturwissenschaft“ vermehrt an gelenkte Aufgabenstellungen – etwa im Sinne einer schrittweisen Hinführung vom metrisch regelmäßigen (und daher wahrscheinlich einfacheren) zum unregelmäßigen (und daher schwierigeren, weil systemdurchbrechenden) Beispiel – zu denken.

Mit Definitionen und Kernsätzen, thematischen Stichworten und Verweisen (vgl. z. B. S. 53ff.), die allesamt über typographisch unterschiedlich gestaltete Marginalien leicht zugänglich sind³⁹, ist das didaktische Angebot des „Arbeitsbuches“ nicht nur umfangreicher, sondern auch besser strukturiert als jenes der „Modernen Literaturwissenschaft“. Anders als Schneider folgen Eicher / Wiemann dem Prinzip der didaktischen Intervention und stellen daher auch weiterführende Arbeitsaufgaben in

³⁷ Seitenangaben beziehen sich auf die für ein mögliches Konzept von Lyrik und seine Vermittlung als zentral erkannten Kapitel.

³⁸ Vgl. Aufgabe 4, S. 87.

³⁹ Vgl. dazu auch die Explikationen des Vorwortes, S. 9f.

den Text (S. 58, 60 u. ö.)⁴⁰, was einerseits die Prozeßhaftigkeit des Lernens bewußt macht, andererseits kleineren Lernquanten entgegenkommt und eine unmittelbare Lernzielkontrolle ermöglicht. Allein die – überdies besser ausgewählten – Literaturhinweise verlagert Wiemann an das Kapitelende (S. 77).

Während sowohl Schneider als auch Wiemann einem für Anfänger vorausgesetzten Rubrizierungsbedürfnis entgegenkommen, spekuliert die „Einführung in ein Sprachspiel“ mit der Fähigkeit des (fortgeschrittenen) Rezipienten, selbständig Relationen herstellen zu können, das Apperzipierte einer kritischen Reflexion zu unterziehen und, eventuell modifiziert, in die eigene Praxis umzusetzen; die Aufforderung zum Mitspielen (vgl. äußerer Umschlagdeckel) löst es damit nur indirekt ein. Einmal mehr erweist sich Bosse / Renners „Literaturwissenschaft“ nicht nur als das umfangreichste, sondern auch als das komplexeste Kompendium – nunmehr auch aus der Perspektive des Rezipienten. Während Schneiders vages Hermeneutik-Verständnis insbesondere auch durch die postulierte Kombination mit der Literatursoziologie in verdächtige Nähe zu einem unreflektierten (Methoden)pluralismus gerät und Eicher/Wiemann für die gelungene Applikation *einer*, nämlich der semiotisch-struktural(istisch)en Methode auf ihren Gegenstand stehen, führt Bosse / Renners „Einführung in ein Sprachspiel“ – bei allen, auch qualitativen Unterschieden der einzelnen Beiträge – einen nach Inhalt, Struktur und Methode gleichermaßen innovativen wie soliden Entwurf vor.

Anschrift der Verfasserin: *Dr. Ursula Klingeböck, Institut für Germanistik der Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1/VII, A-1010 Wien*

⁴⁰ Wie Anm. 37.